

B o n n .

Ringsumgeben von Ruinen ehemaliger Ritterburgen, von freundlichen Dörfern und Flecken, liegt die Kreisstadt Bonn, im Regierungsbezirk Cöln, am mächtigen Rheinstrom; fruchtbare Nebengewinde steigen am Gebirge empor, und vollenden ein Gemälde, dessen Reiz dem Auge ungemein wohlthut. Die Stadt selbst gewährt auch ein herrliches Bild mit der schönen Münsterkirche und dem ehemaligen Residenzschlosse, jetzigem Universitätsgebäude. Wie fast in allen Städten des Rheins herrliche Wandenkmalen den Blick des kunstsinigen Reisenden fesseln, so entfaltet sich auch hier ein großartiger Bau vor unsern Augen: die Münsterkirche. Die runde Form des Chors und die großartige Gestaltung des Schiffs geben diesem Gebäude ein würdevolles Ansehen: kühn steigt der große Thurm zum Himmel über die andern vier Thürme empor, und ernst ruft dessen Geläute in klangvollen Accorden die Gläubigen zur Andacht. Hier, wo jetzt der herrliche Münster sich erhebt, dessen Erbauung wir dem Propst und Archidiacon Gerhard, Grafen von Sayn (1130 bis 1180) verdanken, stand früher die Kirche, welche die fromme Helena, die Mutter Constantins des Großen, zu Ehren der Märtyrer Cassius und Florentius gründete, und mit reichen Gaben beschenkte. Wie das Außere der Kirche einen großartigen Eindruck macht, so ist auch der Anblick des Innern erhaben, namentlich verdient die Statue der Helena in Bronze unsere Betrachtung: auf ihren Knien umfaßt diese Fürstin das Kreuz, und richtet gläubig die Augen zum Himmel empor. Außerdem verdienen zwei Vasreliefs von weißem Marmor, deren eines die Geburt, das andre die Taufe Christi darstellt, eine besondere Erwähnung. — Den Charakter der neugothischen Baukunst trägt die Remigiuskirche, welche früher den Minoriten gehörte, und jetzt nächst dem Münster die zweite Pfarrkirche der Stadt ist. Das einfache, schön gebaute Innere enthält ein vorzügliches Altarblatt, welches die Taufe des Frankenkönigs Klotwig durch den heiligen Remigius vorstellt, und ein Werk des Malers Johann Spielberg ist. Unter den andern Kirchen Bonns sind noch die vormalige Stiftskirche zum heiligen Peter in Dietkirchen, und die Jesuitenkirche mit ihrer schönen Vorderansicht bemerkenswerth.

Bei der weitem Wanderung durch die Stadt gewährt der Remigius- oder Römerplatz einen schönen Anblick. Früher schmückte ihn eine Ara, die man im Schloßgarten zu Blankenheim aufgefunden hatte. Dieser Opferherd, fälschlich ara Ubiorum genannt, war zu Ehren der Siegesgöttin aufgerichtet, worauf auch die Inschrift „Deae Victoriae“ hindeutet; seit dem Jahre 1822 befindet sich jedoch dieses römische Denkmal, dessen Seiten eine Opferung darstellen, in dem Museum der rheinisch-westfälischen Alterthümer. —

Eine Pyramide mit einem Springbrunnen ziert den Marktplatz, an welchem das von Kurfürst Clemens August 1767 begonnene, aber erst 1782 vollendete Rathhaus mit einer Freitreppel sich befindet. Historisch merkwürdig ist auch der Münsterplatz, wo in früherer Zeit die Ding- oder Gerichtstage gehalten wurden. Auch befand sich hier früher das alte Wölfschen, das Wahrzeichen der Stadt, und noch jetzt steht die Gerichtssäule, bei welcher sich die Zinspflichtigen aus einigen dem Stifte gehörigen Häusern versammeln und den Zins erlegen mußten.

Im edlen Geschmack gebaut bietet das ehemalige kurfürstliche Schloß auf einer Erhöhung ein heiteres Bild. Von der Hauptfacade, welche dem Strome zugewendet ist, sieht man links die blauen Wellen des Rheins und in der Ferne das Siebengebirge, dessen letzte Höhen hier endigen; rechts tritt Poppelsdorf mit dem Lustschloß Clemensruhe, und das Gebirge bis nach Godesberg im schönsten Lichte hervor. Dieses herrliche Gebäude wurde von den Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August aufgeführt. Seine Herstellung nach dem Brande von 1777 erhielt es durch Maximilian Friedrich und Maximilian Franz, seine neue Einrichtung durch die königliche Freigebigkeit König Friedrich Wilhelms III. Eine reiche Sammlung von Kunstschätzen und Alterthümern verwahrt dieses Schloß, in dessen Umfange sich die evangelische Kirche, seit 1817, die große Bibliothek von 40,000 Bänden, eine Bildergalerie, eine Sammlung von Gypsabgüssen, ein physikalisches Cabinet, die klinischen Anstalten mit sämmtlichen Auditorien und das Museum für rheinisch-westfälische Alterthümer befinden. Diese Sammlung umfaßt einen Schatz von Sehenswürdigkeiten: römische Opferraltäre, Grabsteine, Urnen und andre Gefäße, Münzen und Gemmen, Legionssteine, symbolische Darstellungen des Weinbaues, ein Medusenhaupt u. a. Alle diese Anstalten fördern mit dem in einiger Entfernung davon aufgeführten prächtigen anatomischen Theater, lebhaft das Wohl des Landes und der Universität. Diese ist den 18. Okt. 1818 durch die landesväterliche Fürsorge des jetzt regierenden Königs Majestät mit reicher Ausstattung erneuert worden, nachdem die 1786 aus der 1777 gestifteten Akademie hervorgegangene Universität 1801 aufgehoben, und 1802 ein Gymnasium gebildet worden war, welches noch besteht. Nach dem schönen Lustschlosse Clemensruhe, wo die naturhistorischen Sammlungen sind, und die Professoren der Naturwissenschaften wohnen, führt eine 1200 Schritte lange vierfache Allee. Unmuthig breitet sich vor demselben der botanische Garten aus, und daran stoßen die dem ökonomischen Institute zugehörigen Gebäude und Ländereien. — Ohne den Geist der Intoleranz zu athmen, besteht hier in segensreichem Wirken eine evangelisch- und katholisch-theologische Fakultät mit ihren Seminarien, und trägt, wie die übrigen Fakultäten, durch ausgezeichnete Lehrer, wie A. W.

v. Schlegel, Niebuhr, Hüllmann, Hermes, Seber, Graf, Augusti, Lücke, Gieseler, Heinrich, Nake, von Walther, Welcker, Harleß, Raffe, Stein, Mayer, Arndt, Nees von Esenbeck, Delbrück, Stadloff, Goldfuß, Diesterweg, Sturm u. A. herrliche Früchte. — Reichhaltigen Stoff für Bildung des Geistes und für Unterhaltung zugleich gewährt die musterhaft eingerichtete Lesegesellschaft, deren Sitz im Stadthause sich befindet. Am meisten hat jedoch den Namen Bonn der unsterbliche Beethoven, dessen Geburtsort Bonn ist, diese Zierde Deutschlands, verbreitet. Bald wird ein Denkmal sein Verdienst daselbst verherrlichen. — Unter den noch zu erwähnenden Gebäuden der Stadt zeichnet sich die vormalige Residenz des Propstes des Münsterstiftes vortheilhaft aus, und enthält jetzt das Bonner Friedensgericht sammt dem Untersuchungsamte. Endlich haben wir noch das von dem unvergeßlichen Wohlthäter Bonns, dem Kurfürsten Clemens, erbaute Akademiegebäude oder gegenwärtige Gymnasium und das diesem gegenüberstehende Kollegiatgebäude der Jesuiten, welches später der Universität geschenkt wurde, und jetzt als Wohnung des Lehrpersonal des Gymnasiums dient, besonders zu erwähnen. — Aus der Stadt, welche jetzt über 12,000 Einwohner zählt (worunter 630 Evangelische und 460 Juden), deren Nahrungsweige Blechwaaren, Seiden- und Baumwollenwaaren, Bitriol, Schwefelsäure und der Handel ausmachen, wandern wir zunächst zu der dicht am Schloßgarten, welcher im englischen Geschmack angelegt ist, befindlichen Rheinbastion, dem sogenannten alten Zoll, welcher für die Sternwarte bestimmt ist; hier überschaut man, den Rheinstrom mit der fliegenden Brücke vor sich, die anmuthige Gegend, welche in der Ferne das Siebengebirge besäumt. Dicht am Rhein betreten wir noch das zum ehemaligen kurfürstlichen Weingarten gehörige Gebäude, Vinea Domini, welches ein Achteck bildet, und jetzt im Privatbesitz einen Vergnügungsort für die Bewohner der Stadt darbietet.

Der Weg nach Poppelsdorf, mit einer Porcellan- und Steingutfabrik, führt uns zugleich zum Venus- und Kreuzberge, geziert mit den Resten eines ehemaligen Klosters und einer schönen Kapelle: die Landschaft breitet sich hier in ihrer Schönheit auf das Lieblichste aus, das freundliche Poppelsdorf, das herrliche Schloß Clemensruhe, das nette Bonn mit seinen Thürmen, der breite Strom, das Siebengebirge und das ferne Cöln, liegen malerisch vor unsern Augen. Von dem ehemaligen Kloster der Serviten, welche sich vielfach mit dem Weinbau beschäftigten, ist nur noch der Hauptbau an der Kirche, die vormalige Propstei mit dem Refectorium und Hospitium vorhanden, jetzt zur Wohnung eines Geistlichen und des Organisten bestimmt. Zahlreiche Processionen strömen am Charfreitage aus der Umgegend zu der Kapelle. Vorzüglich verdient die Halle, welche Clemens August erbauen ließ, betrachtet zu werden: die kostbare Marmorfliege, auf welcher die Wallfahrer nur knieend sich dem Heiligthum nahen, um Ablass für ihre Sünden zu erlangen, und das Portal, das Gericht über den Heiland darstellend, sind hier die Gegenstände der Bewunderung. Reiche Frescogemälde, von denen das eine die Auffindung des wahren Kreuzes bedeutet, das Bild der Maria, der Hochaltar, die schön verzierte Kanzel ziehen in der eigentlichen Kapelle den Blick der Beschauenden an.

Noch erwähnen wir die Mordkapelle, welche auf dem Wege nach dem Kreuzberge vom Dorfe Florennich aus zu Ehren der Märtner Cassius, Florentius und Melusius im Jahre 1721 errichtet wurde.

Die Straße von Bonn nach Coblenz bringt uns auf einer andern Wanderung, nach einer Stunde Weg, zum Hohen Kreuze, einem köstlichen Kunstwerke des Mittelalters, dessen Errichtung in das Jahr 1333 fällt. Das Ganze, eine Pyramide bildend, welche sich in einem Spizthurm mit einem Kreuz endet, ruht auf 4 Stufen; rings an den vier Seiten sind Heiligenbilder angebracht, kleinere Spizthürme ragen in der zierlichsten Fassung an den Ecken hervor, und mit seltener Schonung ist die Zeit an diesem Denkmal der deutschen Baukunst vorüber geeilt. — Vom Dorfe Godesberg, in dessen Nähe sich der Draitscher Gesundbrunnen befindet, dem Drachensfels im Siebengebirge gegenüber, führt der Weg zur stattlichen Burg, aus welcher der hohe dachlose Thurm, ein Werk Erzbischof Wallrams, büster hervorschaut. Zu diesem Thurme, dessen dicke Mauern noch jetzt der Zeit troken, leitete früher eine Zugbrücke; reichlich belohnt das Besteigen dieses Thurms die köstliche Anschauung der reizenden Landschaft. Dieser hohe Berg, einst der Verehrung des germanischen Gottes Wodan, dann dem Jupiter und Merkur geweiht, als die erste römische Legion hier ihre Standquartiere aufgeschlagen hatte, finden wir später in dem Besiz der Erzbischofe seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Gläubige Schaaren wallen an Festtagen noch in den Vorhof der Burg, wo die von Joseph Clemens erbaute prächtige Martinuskapelle, jetzt die Pfarrkirche von Godesberg, ist.

Unser letzter Ausflug in diese reizende Umgegend bringt uns auf der fliegenden Brücke nach dem jenseitigen Ufer zum Dorfe Beuel. Bald umfängt uns ein schattiger Hain, und so gelangen wir endlich zu der Stiftskirche zu Schwarzhendorf auf einer Anhöhe, deren seltsame Gestaltung, gleichsam als wären 2 Kapellen über einander gebaut, unsre Aufmerksamkeit fesselt. Arnold II., Erzbischof von Cöln, Graf von Wied, ist der Stifter dieser Kirche im Jahre 1148. Die Kirche hat die Form eines Kreuzes, über dessen Mitte ein hoher Thurm herausragt, von welchem aus der Ort Gausen, wo einst die römische Rheinflotille ihren Standort hatte, die Mündung des Siegflusses, die Stadt Bonn und die fernen Thürme des heiligen römischen Cöln am fernen Horizonte ein herrliches Naturgemälde darbieten.

An diese Schilderung Bonns und seiner Umgegend mögen sich noch einige historische Notizen über diese Stadt anschließen. In die Zeit, wo Drusus Germanicus seine Kastelle am Rheine aufrichtete, ist die Gründung dieser Stadt zu versehen, deren Name Bona, im Lande der Ubier, woraus später Bonna wurde, von dem Beinamen der hier stationirten 6. römischen Legion sich herschreibt. Dieser Ort ward durch die Einfälle der Normannen gänzlich zerstört, und nur erst zur Zeit, als die fromme Helena das Münsterstift gegründet hatte, ward Bonn wieder aufgebaut, und von Kaiser Julian befestigt. Immer mehr wuchs dieser Ort zur Zeit der fränkischen Könige, unter welchen er den Namen Verona führte; hier wurde im Jahre 921 auf dem Rheine zwischen den Abgesandten des deutschen Königs Heinrich I. und Karls des Einfältigen von Frankreich

das Bündniß geschlossen, nach welchem Lothringen wieder an das deutsche Reich kam, und zwei Jahre später ward diese Abtretung auf derselben Stelle feierlich vollzogen. Die im Jahre 942 unter Erzbischof Wichfried gehaltene große Kirchenversammlung beförderte das Emporblühen Bonns. Zahlreich waren die Klöster, von denen einige nur in Trümmern, andre noch wohl erhalten vorhanden, aber aufgehoben sind, in der Stadt und Umgegend, deren Bewohner, nach der Sage, schon ums Jahr 96 durch den heiligen Maternus, welcher die christliche Lehre von den Aposteln selbst empfing, zum Christenthum bekehrt worden waren. Der langwierige Zwist, welchen die Stadt Eöln mit ihren Erzbischöfen, seit Konrad von Hochstaden, hatte, trug am meisten zur Vergrößerung dieses Ortes bei. Dieser geistliche Fürst gab ums Jahr 1240 Bonn städtische Rechte und Privilegien, und ließ dasselbe mit starken Mauern und Gräben befestigen. Bald blühte der Handel, begünstigt vom Rheine, fröhlich auf, so daß sich Bonn 1254 — 1256 selbst der Hanse anschloß. Im Jahre 1265 erbaute Engelbert II. unweit des ehemaligen Mühlheimer Thurmchens ein prächtiges Schloß, und von dieser Zeit an blieb Bonn immer der Lieblingsaufenthalt der Kurfürsten, deren Pachtliebe den Verkehr lebhaft erhöhte. Am verderblichsten für die Stadt waren jedoch die Jahre 1584 bis 1589, als Erzbischof Gebhard von Truchseß, welcher sich dem Protestantismus zugewendet und die Gräfin Agnes von Mansfeld geheirathet hatte, in blutigen Streit mit seinem ernannten Nachfolger Ernst gerieth, dessen Bruder, Herzog Ferdinand von Baiern, zu Hilfe herbeigeilt war; furchtbar ward die schöne Stadt durch Feuer und Plünderung verwüstet. Im Jahr 1673 ward die Stadt von den vereinigten Spaniern, Holländern und Kaiserlichen unter Montecuculi den Franzosen entrisen; am bedeutendsten war jedoch die Belagerung Bonns, welches sich abermals in den Händen der Franzosen unter dem Marquis von Asfeld befand, im Jahr 1689 durch Friedrich III. von Brandenburg auf der einen, und die Kaiserlichen auf der andern Seite; furchtbar hatten die feindlichen Kugeln in der Stadt gewüthet, ehe die französische Besatzung capitulirte. Die letzte Einnahme dieser Festung erfolgte schnell durch den Herzog Marlborough im Jahr 1703, und bald blühte Bonn, dessen Festungswerke 1717 geschleift wurden, unter den wohlthätigen Kurfürsten wieder empor. Von 1795 bis 1814 zum französischen Departement Rhein-Mosel gehörig, kam die Stadt 1815 mit dem Großherzogthum Niederrhein an Preußen, und seitdem ist mit dem vermehrten Wohlstande die Einwohnerzahl um Tausende gestiegen. Auch befindet sich hier das Oberbergamt für die Rheinprovinzen.

Johann Gottfried von Herder.

Die Lebensverhältnisse eines Gelehrten sind in der Regel eben so einfach und geräuschlos, wie sein Wirken: glücklich oder unglücklich bestandene Abenteuer zu Wasser und zu Lande; Fährlichkeiten, durch Muth und Entschlossenheit tapfer abgewendet, schnell errungene Siege und glänzende gefeierte Triumphe giebt es von den friedlichen Priestern der Muse selten zu erzählen. Dagegen aber kann der stille

Gang ihrer geistigen Entwicklung; das Zusammenwirken größerer und kleinerer Ereignisse, wichtig für ihre Bildung, ein Eindruck in einem reizbaren Gemüthe, oft der Anstoß zu einem ungewöhnlichen Aufschwung, und die Gesammtheit unzähliger anderer Umstände, ein Seelengemälde, die Geschichte eines innern Menschenlebens zusammenstellen, was vielleicht nicht minder wissenswerth ist, als die Schilderung von gelieferten Schlachten, eroberten Städten, zertrümmerten Staaten. Das Leben des Mannes, von welchem wir einen Umriss zu geben gedenken, dürfte hierzu ein Beleg sein.

Johann Gottfried von Herder, geboren den 25. August 1744 zu Morungen, einem Städtchen in dem Regierungsbezirk Königsberg, im Königreich Preußen, war der Sohn Gottfried Herders, welcher in genanntem Orte eine Anstellung als Mädchenschullehrer und beim polnischen Gottesdienste als Cantor und Glöckner hatte; seine Mutter, Anna Elisabeth, geborne Pels, war die Tochter eines dortigen Huf- und Waffenschmidts. Durch einen streng geregelten und sparlichen Haushalt fand das Ehepaar, trotz der geringen amtlichen Einkünfte, ein genügendes Auskommen, und lebte, wenn schon arm, doch geachtet unter seinen Mitbürgern. Fünf Kinder kamen aus dieser Ehe, wovon zwei, ein Sohn und eine Tochter, frühzeitig starben; die beiden Schwestern unsers Herders aber verheiratheten sich später an Bürger in Morungen, die eine an einen Fleischer, Namens Neumann, die andere an einen Bäcker, Guldendorff.

Der Vater Herders, ein ernster, schweigsamer Mann, verwaltete sein Amt mit pünktlicher Genauigkeit, handhabte eine strenge Zucht gegen seine Kinder, drang auf eine genaue Vollbringung ihrer kleinen Obliegenheiten, zeigte ihnen aber auch daneben einen liebevollen, väterlichen Sinn. Milde und Sanftmuth machten den Charakter der Mutter aus; sie trat oft vermittelnd bei dem Gatten für die Kinder ein, darum hingen diese auch mit inniger Zärtlichkeit an ihr. In unveränderter Ordnung spannen sich die Tage, Monden und Jahre gleichmäßig für die kleine Familie ab, und das jedesmalige Tagewerk beschloß ein gemeinsames Abendgebet und ein abgesetzenes geistliches Lied. Der Sinn der Frömmigkeit wurzelte dadurch tief in des Knaben Seele.

Der Stadtschule zu Morungen stand der Rektor Grimm vor, ein ältlicher Hagestolz, finster, hypochondrisch, mit unerbittlicher Strenge eine eiserne Disciplin handhabend; allein er war ein gelehrter und tüchtiger Schulmann, drang auf Gründlichkeit und Klarsicht, und mit dankbarer Erinnerung erwähnte Herder oft, daß er diesem, wenn schon höchst pedantischem Manne, die Grundlage seiner Kenntnisse verdanke. Ein dürftiger Musikunterricht, auf einem armseligen Klaviere vielen Schülern zugleich ertheilt, führte Herdern doch so weit, daß er gründliche Kenntnisse vom Generalbass, und einen geläuterten Geschmack für Tonkunst und Kirchenmusik erlangte. Seine liebsten Mußestunden brachte er unter dem großen, weithin schattenden, im Frühlinge mit Millionen Blüthen besäeten Kirschbaume in dem Garten seines Vaters zu, mit irgend einem Buche in der Hand; oder er umwandelte den nahen See, und durchstrich die verschiedenen angenehmen Gehölze. Die Gegend seines Geburtsorts, obgleich sonst öde und sandig, enthielt dennoch diese einzelnen roman-

tischen Punkte, und sie weckten in ihm eine innige Liebe zur Natur. Als er daher zum ersten Male jene liebliche Stelle in der Iliade des Homer las, B. VI. B. 146—149:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;

Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann Wieder der Knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dieß wächst, und jenes ver-schwindet.“ —

so entstürzten dem Knaben Thränen; so tief empfand er in sich den Wiederklang von den Worten des Dichters! — Den Religionsunterricht erhielt Herder von dem Pastor Willamovius, einem gemüthvollen, ächten Geistlichen, dessen er stets mit Liebe und Freude gedachte.

Er hatte jetzt sein 16. Jahr erreicht, als ein Bekannter seiner Familie, Namens Trescho, Diaconus in Morungen ward (1760). Er nahm den jungen Herder als Famulus zu sich, gebrauchte ihn zum Abschreiben seiner, für den Druck bestimmten, theologischen Schriften, ertheilte ihm aber sonst keinen Unterricht, aus Furcht, dem Rektor Grimm zu mißfallen. Das etwas verdrießliche, launenhafte Wesen dieses Mannes wirkte drückend auf Herdern. Er ward schüchtern, einsylbig, verschlossen, und rechnete selbst diese Zeit unter seine peinlichste, besonders auch, weil Trescho stets seinen Plan zu studiren, als wegen seiner Armuth unausführbar, bekämpfte, und ihm zur Erlernung eines Handwerks rieth. Die Gedichte Kleists, so wie die einiger andrer deutschen Dichter, welche Herder in der Bibliothek seines Zimmers fand, ergriffen ihn tief; er wagte selbst einen poetischen Versuch: „An Cyrus, den Enkel Ahsages“ betitelt, und legte selbigen in einem Päckete an den Buchhändler Kanter, in Königsberg, bei. Das Gedicht ward abgedruckt, fand wegen seines feuerigen Schwungs Beifall, und mit schüchternem Erdöthen bekannte er sich, auf geschene Nachfrage, als Verfasser zu diesem dichterischen Ergüsse. Er zählte damals 17½ Jahr. Der quälenden Besorgniß, in seinem Kantonsbezirk als militärpflichtig zum Rekruten ausgehoben zu werden, ward er enthoben, weil seine schwächliche, schmale Gestalt, so wie sein krankes rechtes Auge, wo er seit seinem fünften Jahre eine Thränenfistel hatte, ihm zum Kriegsdienste untüchtig machten. Doch verblieb ihm daher eine entschiedene Abneigung gegen jeden Militärdespotismus, welcher damals fast durch alle deutsche Staaten waltete, so wie gegen jede Art von eigenmächtiger Willkür.

Trübe lag indeß die Zukunft vor Herders Seele; nur im Schooße der Wissenschaften gab es für ihn Leben, und seine Armuth schien ihm dieses Paradies für immer zu verschließen. Diese innern Bekümmernisse gaben seinem Aeußern das Gepräge der Furchtsamkeit und Menschenfurcht, auch verblieb ihm stets eine gewisse Unschlüssigkeit in entscheidenden Augenblicken und Mißtrauen in die eigene Kräfte. Das Geschick des trauernden Jünglings sollte durch eine unerwartete Veranlassung eine günstigere Wendung erhalten. Ein russisches Regiment, aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrend, erhielt seine Winterquartiere in Morungen. Der Regimentschirurgus ward Herders Aeltern befreundet, kam in das Haus des Diaconus Trescho, lernte hier auch ihren Sohn kennen, fand wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse Gefallen an ihm, und erklärte, er wolle ihn mit sich

nach Königsberg nehmen, sein krankes Auge heilen, ihm die Chirurgie lehren und sorgen, daß er die medicinischen Studien in Petersburg unentgeltlich fortsetzen könne, wo er als Arzt ein leichtes und behagliches Fortkommen finden werde. Dieß war ein Lichtstrahl in schwarzer Finsterniß für Herdern und seine Aeltern. Bereitwillig ward dieser Vorschlag ergriffen; alle erkannten darin Gottes Fügung, und im Sommer 1762 verließ Herder seine Vaterstadt mit einem Hochgefühl, wie es einem hoffnungslos Gefangenen durchströmen mag, dem plötzlich seine heiß ersehnte Freiheit wird. Seine Aeltern sah er nicht wieder, denn sein Vater starb 1763, seine Mutter 1772.

Eine neue Welt eröffnete sich dem einsamen Jünglinge in dem geräuschvollen, von dem Gewühle des Handels belebten, Königsberg. Staunend betrachtete er die hoch in die Luft strebenden Kirchen und Gebäude, die breiten, langgestreckten Straßen, und voll Eifer schickte er sich an, den neuen Studien obzuliegen. Sein Mentor veranlaßte ihn bald einer Sektion beizuwohnen, aber Herder sank vor Grausen und Abscheu in Ohnmacht; er fühlte, daß er für dieses Fach nicht geschaffen sei, und faßte den Entschluß, einen andern Lebenspfad einzuschlagen. Wie er dieses indessen ohne Mittel und Unterstützung bewerkstelligen wolle, darüber ging er eben tief bekümmert mit sich zu Rathe, als er einen ehemaligen Schulfreund, Joh. Christ. Emmerich, traf. Er schloß ihm sein Herz auf, und entdeckte ihm seinen Wunsch, sich der Theologie zu widmen. Sein Freund rieth ihm, sich kurz und gut inscribiren zu lassen und das weitere Gott und der Zukunft anheim zu stellen. Herder befolgte diesen Rath, bestand das erforderliche Examen rühmlich, bestritt mit seiner kleinen Baarschaft die hierbei üblichen Kosten, und gehörte nun zur Zahl der akademischen Bürger.

Mißbilligend vernahm der Regimentschirurgus (er soll Schwarzerloh geheißnen haben und aus Rutland gebürtig gewesen sein) seinen veränderten Entschluß, und verglich das glänzende Glück eines gesuchten Arztes in der kaiserlichen Residenz mit der armseligen, kümmerlichen Lage eines Dorfpfarrers in der Mark; doch Herder blieb unerschüttert. Auch seinen Aeltern und dem Diaconus Trescho meldete er seinen umgeänderten Lebensplan; erstern mit dem Zusage, daß er keine Unterstützung verlange, und durch eigene Anstrengung zu bestehen hoffe; Trescho äußerte sich höchst unzufrieden darüber, und beschuldigte ihn der Verstellung.

Wohl mußte Herder anfangs gegen drückenden Mangel kämpfen und sein Leben durch Privatunterricht fristen; doch schon im nächsten Jahre 1763 erhielt er eine Lehrerstelle am Collegium Friedericianum, lieferte Beiträge und Aufsätze in die Königsberger Zeitung, erhielt Zutritt in geachteten Familien, ward bekannt mit dem Buchhändler Kanter, in dessen Buchladen er oft halbe Tage zubrachte, um die neu erschienenen Schriften sogleich zu lesen, und befand sich nun in einer ziemlich sorgenfreien Lage. Die Vorlesungen des Philosophen Kant und des Theologen Lienthal sprachen ihn vor allen andern an. Ein Gedicht, welches Herder voll Begeisterung über Kants Ideen von Zeit und Ewigkeit nach einer gehörten Vorlesung niederschrieb, und ihm überreichte, verschaffte ihm dessen persönliche Bekanntschaft. Kant fand so viel Vergnügen an dem genialen Schü-

ler, und achtete ihn so hoch, daß er ihn mehrere seiner Arbeiten im Manuscripte lesen ließ, und sich mit ihm darüber unterhielt. Doch war Herder nie ein blinder Anhänger der kantischen Philosophie, sondern ging auch hierin seinen eigenen Weg.

Sich mitzutheilen, das Gehörte, Gelernte, in sich Bearbeitete mit Andern durchzusprechen, war für Herdern ein Bedürfnis, darum wählte er sich einen Kreis passender Freunde, welche mit Begeisterung an ihm hingen; er ward ihr Drakel, und selbst unter den übrigen Studirenden gelangte Herder zu einem ehrenvollen Rufe und Ansehen.

Durch seine tüchtigen Leistungen als Lehrer hatte er sich empfohlen, daher erhielt er 1764 einen Ruf als Collaborator an die Domschule zu Riga. Er nahm ihn an; mit dem frohen Gefühle der nunmehr vollen persönlichen Freiheit verließ er Preußen, denn die Möglichkeit des Militärdienstes schreckte ihn noch immer, wie ein düsteres Gespenst, und eilte, ein 20jähriger Jüngling, seiner neuen Bestimmung entgegen. Er hatte auch die Verpflichtung zu predigen, darum mußte er vor dem Rigaer Ministerium ein theologisches Examen bestehen. Es heißt in seiner Beurtheilung von ihm: „er ward in der Theologie, so wie in der lateinischen und griechischen Sprache wohl geübt befunden, im Hebräischen aber verbat er sich das Examen.“

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Marienburg.

Nachdem die aufrührerischen Preußen zum zweiten Male von dem deutschen Orden unterjocht waren, begann im Auftrage des Landmeisters Dietrich von Haterleben der tapfere Ordensmarschall Konrad von Thierberg in den Jahren 1274 bis 76 den Aufbau einer Burg, welche nachmals für den Orden, wie für ganz Preußen, von so großer Bedeutung wurde. Da, wo das Dörfchen Altem an dem Ufer der Rogat lag, ward der Grundstein zu dieser Burg gelegt, welche der heiligen Jungfrau geweiht, die Marienburg genannt wurde. In wenig Jahren stand die Burg, freilich nicht in ihrem spätern Umfange, vollendet da, das Dorf Altem aber stieg bald darauf zur Stadt empor, und ward nach der schützenden Weste ebenfalls Marienburg genannt. Sie liegt auf dem rechten Ufer der Rogat, ist Kreisstadt im Regierungsbezirk Danzig in Westpreußen, und zählt 5500 Einwohner.

Die Marienburg aber hatte vom Schicksal eine höhere Bedeutung erhalten, als ein bloßes Ordenshaus zu sein; denn als Siegfried von Feuchtwangen den weisen Entschluß gefaßt, den hochmeisterlichen Sitz von Venedig nach Preußen zu verlegen, bestimmte er die Marienburg zu seiner Fürstenwohnung, und begann nördlich von dem bereits erbauten Hochschloß auf dem Raume der Vorburg den Aufbau des Mittelschlusses, welches durch Pracht und Glanz in seinem Aeußeren, wie durch den Geist und Charakter seines Innern, seines hohen Zweckes würdig war.

Im Jahre 1306 wurde dieser Bau begonnen, und im Herbst 1309 war die Burg schon so weit vollendet, daß der Hochmeister mit seinem ganzen Gefolge seinen Einzug darin halten konnte. Mit der fürstlichen Hofhaltung des Meisters wurde auch

die Zahl der Ordensbrüder bedeutend vermehrt, und statt 10 bis 12 wohnten jetzt 50 bis 70 Ritter und Ordens-Priester in der Burg, in welcher täglich Fürsten und Herren aus allen Ländern, Ordensbrüder aus allen Häusern, anlangten. Daher waren auch die Ritter der Hauptburg die gebildetsten des ganzen Ordens, und von der Marienburg aus wurde das erste Licht der wissenschaftlichen Bildung über Preußen verbreitet.

Krieg und Zeit haben zum Theil die Burg zerstört, aber was noch jetzt von dem herrlichen Bau des Mittelalters übrig ist, steht noch so großartig da, daß es Staunen und Bewunderung erwecken muß. Selbst in neuerer Zeit, selbst unter der Regierung des großen Friedrichs, wurde ein Theil des herrlichen Gebäudes eingerissen, und erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, dieß stolze Monument theilweis wieder herzustellen. Der König, die Prinzen, der Adel und fast jeder Bewohner Preußens trugen zur Herstellung der Marienburg bei, und so gelang es, die schönste der deutschen Ritterburgen der Zeit und der Erinnerung zu erhalten.

Bereits im Jahre 1822 war man mit der Herstellung so weit gediehen, daß der Kronprinz von Preußen, der mit so hohem Interesse die Denkmäler der vaterländischen Geschichte beschirmt, am 20. Juli 1822 ein herrliches Fest im Marienburger Schlosse geben konnte. Seit 360 Jahren saß ein deutscher Fürst zum ersten Male wieder an der Tafel im großen Remter, allein es kostete noch manches Jahr Mühe und Arbeit, bis das wieder hergestellt war, was man herzustellen beschloßen, und strahlen auch jetzt die schönsten und wichtigsten Räume in ihrem früheren Glanze, so liegen doch noch viele andere in ihrer Zerstörung, und harren, gleich den erstern, der Vergessenheit entrissen zu werden. —

Die Stadt Marienburg, in einer geraden Straße gegen das Schloß anlaufend, liegt südlich desselben, und wird von einem breiten Graben umgeben, der südlich, östlich und westlich die Befestigungs-Mauer der Stadt und Vorburg umfließt, während die Rogat auf der Westseite der Stadt und Burg der Ostsee zufließt. Außerdem wird das Schloß noch von einem Burgwallgraben umgeben, und durch denselben von der Stadt und der Vorburg getrennt.

Das Schloß selbst besteht aus zwei durch einen Graben getrennten Vierecken, von denen das südlich gelegene Hochschloß das älteste ist, das nördliche Mittelschloß hingegen, wie schon erwähnt, später erbaut wurde. Beide jedoch erscheinen als ein Werk nach einem großen Plane entworfen, beide wurden in reinster altdeutscher Bauart aufgeführt, und dennoch sind alle Gebäude von dem äußern Schmuck entfernt, den sonst die altdeutsche Baukunst so reichlich spendet. Das Schloß war Weste, nicht Prunkschloß. — Des Baukünstlers Name hat die Zeit verschlungen, allein mit aller Gewißheit kann man behaupten, daß es ein Deutscher war, der den Plan zu diesem erhabenen Werke geschaffen und ausgeführt hat. —

Das Hochschloß bildet ein längliches Viereck, welches einen Hofraum von 85 Fuß Länge und 102 Fuß Breite umschließt, die Seite gegen Mitternacht, in welcher die Kirche und der Kapitelsaal liegt, hat sich von außen vollständig erhalten, die übrigen Seiten aber haben auf schmale Weise ihre Ent-

stellung gefunden, und sind zu Magazinen umgewandelt worden. Betrachten wir aber den nördlichen Flügel genauer, so finden wir, daß er das eigentliche Viereck des Schlosses gegen Morgen bedeutend überragt, und daß er in der Mitte durch eine Mauer in zwei Theile getheilt ist, wovon der westliche, der Kapitelsaal, sich gegen Abend bis zu den beiden Schloßtürmen erstreckt, die nur wenig über das Schloßdach hervorragen. In diesem Saale wurden die großen Ordenskapitel gehalten, in demselben die Hochmeister erwählt. Er hat eine Länge von 70 und eine Breite von 30 Fuß, die Gewölbe waren hoch und schön im Spitzbogen aufgeführt, die Wände mit den Bildnissen der Hochmeister geschmückt; jetzt ist er in 3 Böden getheilt, und nur wenig Spuren seiner frühern Schönheit sind uns erhalten. Unter dem Kapitelsaal, in der nordwestlichen Ecke des Hochschlosses, befindet sich der Haupteingang in dasselbe; zur Zeit der Ritter war dieß der einzige, denn erst später ward in dem südlichen Flügel ein Thor hineingebrochen, wodurch man eine nähere Verbindung mit der Stadt erhielt.

Den östlichen Theil des nördlichen Flügels nimmt die Marienburg ein, zu welcher man durch die goldene Pforte eintritt. Sie war anfänglich nur ein Anhang des Kapitelsaales, und eher Kapelle als Kirche zu nennen, allein Dietrich von Altenburg, der 1333 zum Hochmeister erwählt ward, ließ die östliche Kirchenwand bis auf den Fuß der Kapelle ausschlagen, und darauf die Kirche über das Schloß hinaus bis in den Burggraben verlängern. Unter diesem Vorbau gründete er die Annenkapelle, welche zur Gruft der Hochmeister eingeweiht wurde.

Die Marienkirche erhielt durch diesen Bau eine Länge von 128 Fuß, sie ist 48 Fuß hoch und 29½ Fuß breit. Sie war zur Hauskapelle der Ritter bestimmt, und da zu derselben keine Gemeinde gehörte, so besteht sie auch nur aus einem Schiff, und Alles in derselben ist Chor. Dem Hochaltar gegenüber, auf der westlichen Seite der Kirche, hatte der Hochmeister seinen Sitz unter einem reich verzierten Thronhimmel. Das Gemölbe der Kirche ist im Spitzbogen sternförmig aufgeführt, der eine große Schlussstein in der Altarmuschel zeigt das Ordenswappen: die auf einem Sessel sitzende Maria mit dem Christuskinde. Das Altar-Ende der Kirche ist dreiseitig geschlossen, und das mittlere Fenster vermauert, weil außerhalb vor demselben das große Marienbild steht.

Die Annenkapelle unter dem Neubau der Marienkirche ist 50 Fuß lang, aber nur 15 Fuß hoch. Zwei einander gegenüberstehende Eingänge, deren schöne Thürschwände aus dunkelschwarzem Marmor gearbeitet sind, führen zu diesem ernsten, heiligen Ort. Einfach und schmucklos war das Innere dieser Kapelle, an drei Altären wurden für die Seelen der verstorbenen Meister Gebete und Vigilien gehalten. Die Bestattung derselben war einfach, aber würdig, sie geschah zur Abendzeit in Begleitung aller Brüder des Hauses, der nahen Gebietiger, Komthure und der Landesbischöfe. Der Sarg wurde auf einer mit blauem Tuch belegten Bahre von ausgewählten Ordensrittern in die St. Annenkapelle getragen, und nach den üblichen Feierlichkeiten in die Gruft eingesenkt, welche sich unter dem Boden der Kapelle befand. Doch auch hier sollte ihnen nicht die Ruhe

werden, welche die würdigen Meister nach ihrem meist bewegten Leben hofften; ihre Gebeine wurden, als Marienburg den Polen anheim gefallen, zerstreut und mußten den Särgen der Starosten und der Jesuiten weichen.

Neben diesen Ruheort der Meister legte Dietrich von Altenburg auf dem Erdumgange der oberen Burg die Begräbnisstätte für die übrigen Ordensbrüder des Hauses an. Bevor ein Ordensbruder hier zur Ruhe beigesezt wurde, mußten in der St. Annenkapelle die feierlichen Messen und Todtengesänge an seinem Sarge gesungen werden, und so mußte ein jeder Bruder auf seiner letzten Wanderung noch einmal vor seinem Meister vorüber zur ewigen Ruhe eingehen.

Das fromme Werk dieses Kirchenbaues zu krönen, ließ der Meister auf der östlichen Seite des Gotteshauses jenes kolossale Standbild der Muttergottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme und der friedlichen Lilie in der Rechten, in der äußersten Mauernische der Annenkapelle aufstellen. Des Bildes Schöpfer hat längst die Zeit vergessen, schon fünf Jahrhunderte steht es gegen den Aufgang der Sonne gewendet, die goldenen Strahlen derselben aufnehmend, um sie, wie zur Segenspende, dem Lande mit erhöhtem Glanz zurückzugeben. Der Hintergrund der Nische strahlt von Goldfarbe, die Seitenwände und die Wölbung über dem Haupt der göttlichen Jungfrau sind himmelblau mit goldenen Sternen besät. Von reiner Goldfarbe strahlt das Unterkleid, und in reichen Falten dicht über diesem ein großes rothes Oberkleid mit goldenen Verzierungen. So steht die Jungfrau als Sinnbild des Ordens, als Hüterin der Burg im königlichen Glanze da, unverfehrt, als sei selbst die Zeit ehrfurchtvolll an ihr vorübergezogen.

Sehen wir auf des Bildes Größe und Stoff, so mißt es in seiner Höhe 26 Fuß, das Jesuskind ist 6 Fuß hoch und der im Verhältniß kleine Mund der Muttergottes ist ¾ Fuß groß. Die Nische, wie das Standbild selbst, ist mit Stuck überzogen, und in demselben sind geschnittene oder geschlagene farbige Pasten oder Glasstücke eingesezt.

(Beschluß folgt.)

Die Zerstörung Magdeburgs

am 10. Mai 1631.

(Beschluß.)

Die Besatzung Magdeburgs war bis auf 2000 Mann zu Fuß und 250 Reiter geschmolzen, und erst als Pappenheim am 24. April Besitz von der Neustadt nahm, und vermittelst Laufgräben und unter dem Schuß der stehen gebliebenen Mauern dem Hauptwall immer näher rückte, erkannten die Bürger, daß es Zeit sei, selbst thätig einzuschreiten. 2000 Bürger und 3000 Bürgersöhne, Knechte und Handwerksburschen wurden bewaffnet und zur Unterstützung der Besatzung bestimmt; allein der Dienst wurde von ihnen mit so geringem Eifer betrieben, daß die Außenwerke und alle wichtige Punkte von den Soldaten besetzt bleiben mußten. Der Administrator übernahm den Befehl über die Sudenburger Seite bis zum Heideck. Falkenberg von hier bis zum Krökenthor, General Am-

sterroth von hier bis zur Elbe. Die Vertheidigung der Elbseite übernahmen die Fischer, die des Elbthors und des Durchschnits auf dem Marsch der Oberstlieutenant Trost.

Mehrere glückliche Ausfälle, die in dieser Zeit die Belagerten gegen die Neustadt, auf dem Marsch und dem rothen Horn unternahmen, richteten ihren gesunkenen Muth wieder auf, der stets durch die Hoffnung erfrischt wurde, daß Gustav Adolph in wenig Tagen zum Entsatz der Stadt herbeieilen würde. Der König hatte dieß der Stadt zum April versprochen, allein dieser Monat war zum Theil mit der Eroberung von Frankfurt und Landsberg hingegangen, dann wurde das schwedische Heer durch den Wankelmuth und durch die Unentschlossenheit der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen in seinen Operationen aufgehalten, so daß Gustav Adolph erst am 6. Mai bis Potsdam vorrücken konnte. Hier wurde der Marsch nach Magdeburg wiederum verzögert, indem der Kurfürst von Sachsen Schwierigkeiten erhob, die Armee zu versorgen und ihr den Durchmarsch durch Wittenberg zu gestatten. Unterhandlungen verschlangen die kostbare Zeit, welche Tilly besser als die Fürsten zu benutzen verstand.

Acht Batterien von 30 Kanonen waren in der Subenburg, in der Neustadt, beim Zoll und auf dem Marsch errichtet, und schossen täglich 1200—1500 Kugeln gegen die Stadt. Der feste Thurm an der hohen Pforte ward eingeschossen und die Südseite des Doms stark beschädigt, dennoch war keine Bresche gelegt, und Tilly erhielt auf seine mehrfachen Aufforderungen zur Uebergabe stets abschlägliche Antworten. Er wußte, daß der König von Schweden am 6. Mai Potsdam erreicht hatte, daß seine Cavalerie zum Theil schon bis Brandenburg vorgezogen war; er berief daher am 9. Mai seine Generale und Kriegsobersten nach Westerhusen zum Kriegsrath, der entscheiden sollte, ob man Magdeburg stürmen oder den Schweden entgegen ziehen sollte. Die Mehrzahl der Generale, an ihrer Spitze der kühne Pappenheim, waren für den Sturm, und Tilly, an die glückliche Einnahme von Maastricht erinnert, befohl denselben in den Frühstunden des 10. Mairs. Graf Mansfeld sollte den Heideck stürmen, Graf Pappenheim das Krökenthor und die hohe Pforte. Der Generalwachtmeister Piccolomini sollte vom rothen Horn her den Durchschnitt angreifen, der Generalwachtmeister Holk aber die verschiedenen Angriffe mit seiner Reiterei decken und das Ulrichs- und Schwetdorfer-Thor beobachten, während der Herzog von Holstein die beiden Halbmonde vor gedachten Thoren angreifen sollte.

Der beste Rheintwein wurde unter die Soldaten vertheilt und ihnen die Plünderung der Stadt, die in ihren Mauern Schätze von sieben Königreichen verborgen sollte, verheißen.

In der Stadt war man unterdeß in banger Erwartung, da das Schweigen des feindlichen Geschüzes, welches, beim Sturm unnöthig, nach Wolsenbüttel abgefahren werden sollte, etwas Außerordentliches ahnen ließ. Man erwartete in der Nacht zum 10. den Sturm, und Bürger und Soldaten blieben während der Nacht auf ihren Posten. Die Glocken des Doms verkündeten die Stunde der Mitternacht, Alles war still, die ersten Strahlen der Morgen Sonne begrüßten den jungen Tag, und immer noch war es still im feindlichen Lager. Gegen 4

Uhr bemerkte man, daß der Feind das Geschüß von dem Heideck abfuhr, und dieß bestärkte den schwedischen Kommandanten noch mehr, daß sein König zum Entsatz der Stadt herannah, und Tilly die Belagerung aufhob. Er eilte deshalb zum Rathhaus, um diese Nachricht dem Magistrat mitzutheilen und einen, schon seit 2 Tagen zurückgehalteren, Trompeter an Tilly abzufertigen. Als es fünf Uhr war, und noch keine Bewegung im feindlichen Lager sichtbar wurde, da glaubten die Bürger die Gefahr vorüber, überließen sich der erquickenden Ruhe des Schlafes, das entsetzliche Erwachen nicht ahnend.

Pappenheim hatte in der Nacht Alles zum Sturm vorbereiten und die Sturmleitern herandrängen lassen. Der erste Sturm galt dem „neuen Werk“ bei der Neustadt. Zwischen 6 und 7 Uhr früh gaben 6 Karthaunen aus Pappenheims Hauptbatterie das Zeichen zum Angriff. Funfzehn Soldaten, welche in der Faussebraye standen, wurden überfallen, die Brustwehr erstiegen und die mit der Betstunde beschäftigten markgräflichen Soldaten überrascht. Mit ihnen zu gleicher Zeit drang Pappenheim durch ein enges Pfortchen nach dem Bollwerke, eroberte es, und rückte nun durch den Zwinger auf die Stadt los. Eben so glücklich gelang der Angriff Bronsfelds gegen die „hohe Pforte;“ er fand die Schildwachen schlafend, die wenigen Soldaten wurden bald überwältigt, die Werke erobert.

Jetzt erst wird die Sturmglocke gezogen, um der Stadt ihr trauriges Schicksal zu verkünden. Ein Haufe Kroaten setzt durch eine seichte Stelle über die Elbe, dringt durch das offene Elbthor, und plündert die Fischerhütten. Alles greift zu den Waffen. Falkenberg zieht einige Compagnien des Oberstlieutenant Trost an sich, sammelt die Bürger, die zerstreuten Soldaten um sich, und rückt gegen die Seite des neuen Werkes vor. Ein mörderischer Kampf beginnt, die Magdeburger fechten wie Verzweifelte, Pappenheim sieht die Seinen fliehen, sie werden den Wall hinunter getrieben. Fünfhundert Kürassiere sind indessen über den Wall, wo Pappenheim einen Weg hatte bahnen lassen, eingedrungen; sie werfen sich auf die siegenden Magdeburger, Falkenberg fällt von einer Kugel getroffen, mit ihm die Hoffnung der Seinen. Ihres Anführers beraubt, von den Bürgern verlassen, verlieren die Soldaten den Muth, und ziehen sich fechtend zurück.

Der Feind dringt bis zur Lakenmacherstraße vor; hier erscheint der Oberst Uslar mit der Reiterei und der Reserve, und der Kampf wird erneuert. In einige Häuser an der hohen Pforte haben sich Versprengte gezogen, und vertheidigen sich dort, da ruft Pappenheim das furchtbare Wort: „Zündet!“ und die Wallonen schleudern die Brandsackeln in die verlassenen Häuser. Der Sturm nimmt die Flammen auf seine rauschenden Flügel, und treibt sie verheerend über die blühende Stadt. Auch Uslar mit den Seinen wird zurückgeworfen; da sammelt der Hauptmann Schmidt, was er von den Soldaten und Bürgern noch zu kämpfen bewegen kann, und stürzt sich dem Tode weihend noch einmal gegen die Lakenmacherstraße. Von neuem wird der Feind hier über den sogenannten Thranenbach bis an den Wall geworfen, da rückt Pappenheims Regiment von dem Walle ihnen entgegen, und die kleine Schaar, die sich mit ihrem Führer dem Tode geweiht, fand ihn hier.

Indessen stürmte Mansfeld den „Heideck,“ der Herzog von Holstein die halben Monde vergebens, auch auf dem Marsch konnte Piccolomini nicht eindringen, da rückten durch das geöffnete Kröfenthor Pappenheims Kürassiere unter Trompetenschall ein. Von der Stadt aus selbst angegriffen, sanken jetzt auch die Vertheidiger des Heidecks, der Administrator wurde gefangen und später nach Wolmirstädt gebracht, nur am Sudenburger Thore kämpfte man noch. Jetzt strömten die Krieger in wilder Furie durch die geöffneten Thore in die Stadt, und ihr Siegesruf: „Alles gewonnen, alles gewonnen!“ überdönte den Jammerruf der Gemordeten, den Hilferuf der Frauen und Jungfrauen. Auch der Kampf am Sudenburger Thore währte nicht lange mehr, und Mansfelds Schaaren drangen von dort herein. An allen Ecken loberten schon die verzehrenden Flammen; das Rauben, das Morden begann, vergebens suchte Pappenheim selbst dem Entsetzen ein Ende zu machen, die Bande der Mannszucht waren zerfallen. „Was für ein Jammer und Elend gewesen,“ so erzählt uns der katholische Graf Rhevenhüller, „kann nicht beschrieben oder ausgesprochen werden. 53 Personen, meist Weiber und Kinder, die sich in die Katharinenkirche geflüchtet hatten, wurden die Köpfe abgehauen. Verlassene Kinder suchten ihre Aeltern, deren Namen sie nicht einmal kannten. Viele saßen neben und auf den Leichnamen derselben, und riefen in kläglicher Verzweiflung: „o Vater, o Mutter!“ Andere sogan an den Brüsten ihrer erschlagenen Mütter, die sie im Tode noch fest umschlungen hielten, oder schrien, fast verhungert, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.“

Tilly sah von der Anhöhe von Fernersleben mit kaltem Blick auf die brennende Stadt. Der Graf von Sulz und andere deutsche Offiziere baten ihn, dem Morden ein Ende zu machen; er gab hierzu keinen Befehl, und vermochte es auch nicht mehr. Zur Rettung des Doms, der bis jetzt noch von den Flammen verschont worden war, bestimmte er jedoch 500 Mann seines Regiments, die denselben umstellen sollten.

Zwölf Stunden waren hinreichend, Magdeburg in einen Schutthaufen zu verwandeln. Nur 139 Häuser, meist Fischerhütten, das Kloster unser lieben Frauen und der Dom blieben von den Flammen verschont. Grausenvoll und entsetzlich war der Anblick einer sonst so blühenden, jetzt durch Feuer und Schwert so gräßlich verheerten Stadt, nur belebt durch eine räuberische Soldateska, welche gierig, mit Gefahr des eigenen Lebens in den rauchenden Trümmern Beute suchte. Drei Tage dauerte das Morden und Plündern, dann erst, am 14. Mai, befahl Tilly, demselben Einhalt zu thun. Am 12. hatte er seinen feierlichen Einzug durch das Sudenburger Thor gehalten und sich mit seinen eigenen Augen überzeugt, daß er seinen Bericht an den Kaiser sehr wahr mit den Worten beendet hatte: „Seit der Zerstörung Trojas und Jerusalems ist keine größere Victoria erfahren und gehört worden.“ — Als er bei dem

Dom angekommen war, befahl er die Thüren zu öffnen, und mehr als 1200 Männer und Frauen, bleich und wankend, seit 3 Tagen von Hunger und Durst gequält, an ihrer Spitze der Domprediger Reinhard Bafe, gingen dem gefürchteten Tilly entgegen. Mit den veränderten Worten Virgils:

„Venit summa dies, et ineluctabile fatum Magdeburgo; fuimus Troes — fuit Ilium et ingens gloria Parthenopes!“ *)

redete Reinhard Bafe den Feldherrn an. Tilly nahm die Rede gnädig auf, ließ durch Trommelschlag allgemeinen Pardon ankündigen, und die Verschmachteteten durch Speise und Trank erquicken.

Der Graf von Mansfeld wurde zum Administrator des Erzstiftes ernannt, und ihm 2 Regimente zur Besatzung Magdeburgs übergeben. Mit Ausnahme dieser beiden Regimenter und Pappenheims Truppen, war das Heer Tillys im Lager bei Fernersleben zusammengezogen, wo der Generalissimus am 15. große Heerschau befohlen hatte. Hier war die fluchbeladene Beute zusammengetragen, und es schien, als habe die Nemesis das Lager umfaßt. Wohl an zwanzig Orten stiegen die Flammen hell auf zum Himmel, verbreiteten sich gierig über die leicht gezimmerten Hütten, über die linnenen Zelte, und nahmen sie im Fluge hinweg. In zwölf Stunden war Magdeburg ein Raub der Flammen geworden, in einer Stunde hatte die Vergeltung das Lager mit der Beute zerstört.

Die Nachricht von der Eroberung und Zerstörung Magdeburgs brachte in ganz Deutschland eine unbefreibliche Aufregung hervor. Die katholische Partei triumphirte über den Untergang der Ketzerei, welche des Kaisers Macht und Majestät verspottet, die Protestanten waren tief ergriffen über das Unglück, und entrüstet über die nie gehörte Grausamkeit. Sie wurden aus ihrer Unthätigkeit und Unentschlossenheit geweckt, und schlossen sich nunmehr offen an Schweden an. Auf Gustav Adolph machte diese Begebenheit den stärksten Eindruck, Entsetzen und Durst nach Rache erfüllten seine Seele. Es fehlte nicht an Leuten, welche ihn beschuldigten, Magdeburg geopfert zu haben, damit die höchste Noth auch den Bedenklichsten zwingen sollte, sich ihm in die Arme zu werfen, allein in einem eigentümlich abgefaßten Manifeste widerlegte er siegreich diese boshaften Beschuldigungen.

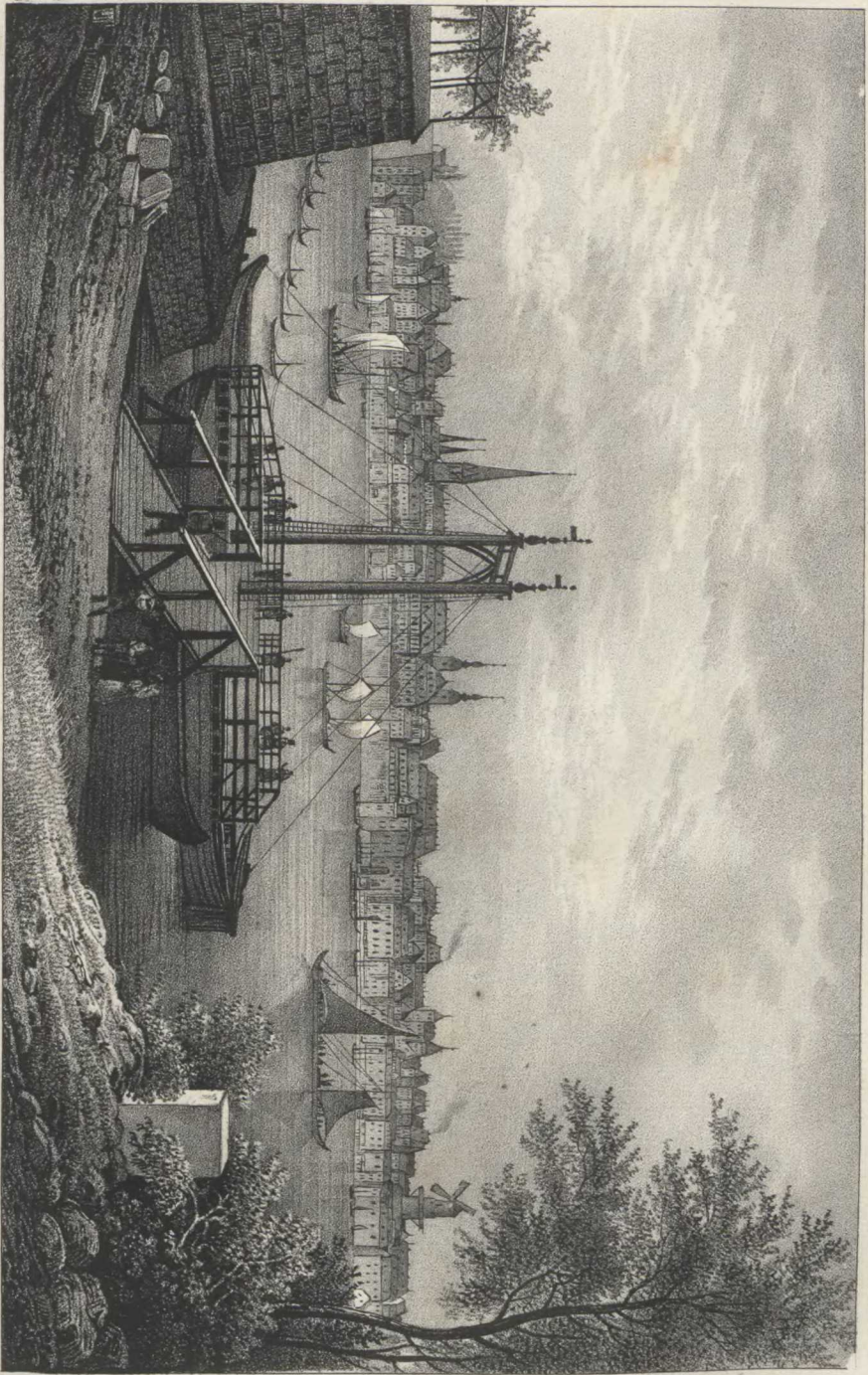
Nur kurze Zeit blieben die Kaiserlichen im Besitze der Trümmer Magdeburgs, denn schon im Januar 1632 mußte die Besatzung, theils aus Hunger und Mangel, theils aus Furcht vor den heran nahenden siegreichen Schweden es wieder räumen, und General Banner nahm Besitz von der Stadt.

*) Und es kam der letzte Tag und das unvermeidliche Schicksal über Magdeburg — Wir waren Troer — Ilium war und der hohe Ruhm der Parthenope. —

Berichtigung. Sief. 7. S. 55. Sp. 2. 3. 5. von oben ist bei einigen Exemplaren 1630 statt 1632 zu lesen.

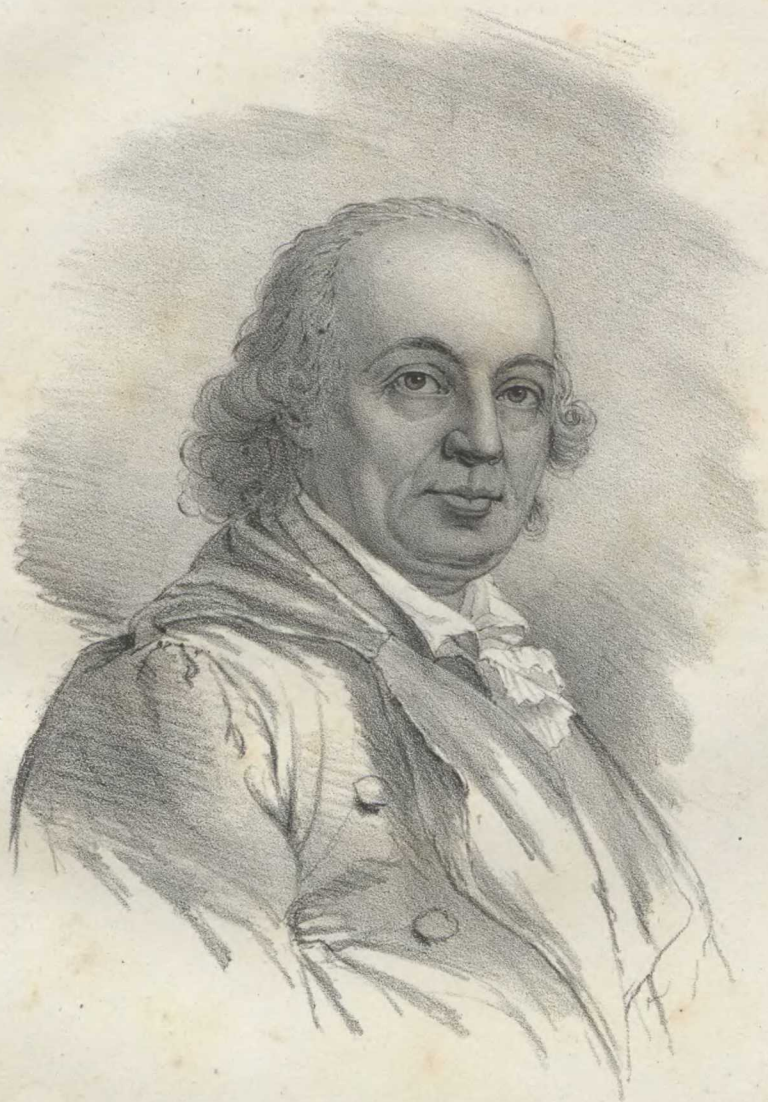
Hierzu als Beilagen:

- 1) Bonn. 2) Johann Gottfried von Herder. 3) Schloß Marienburg.



Borm.



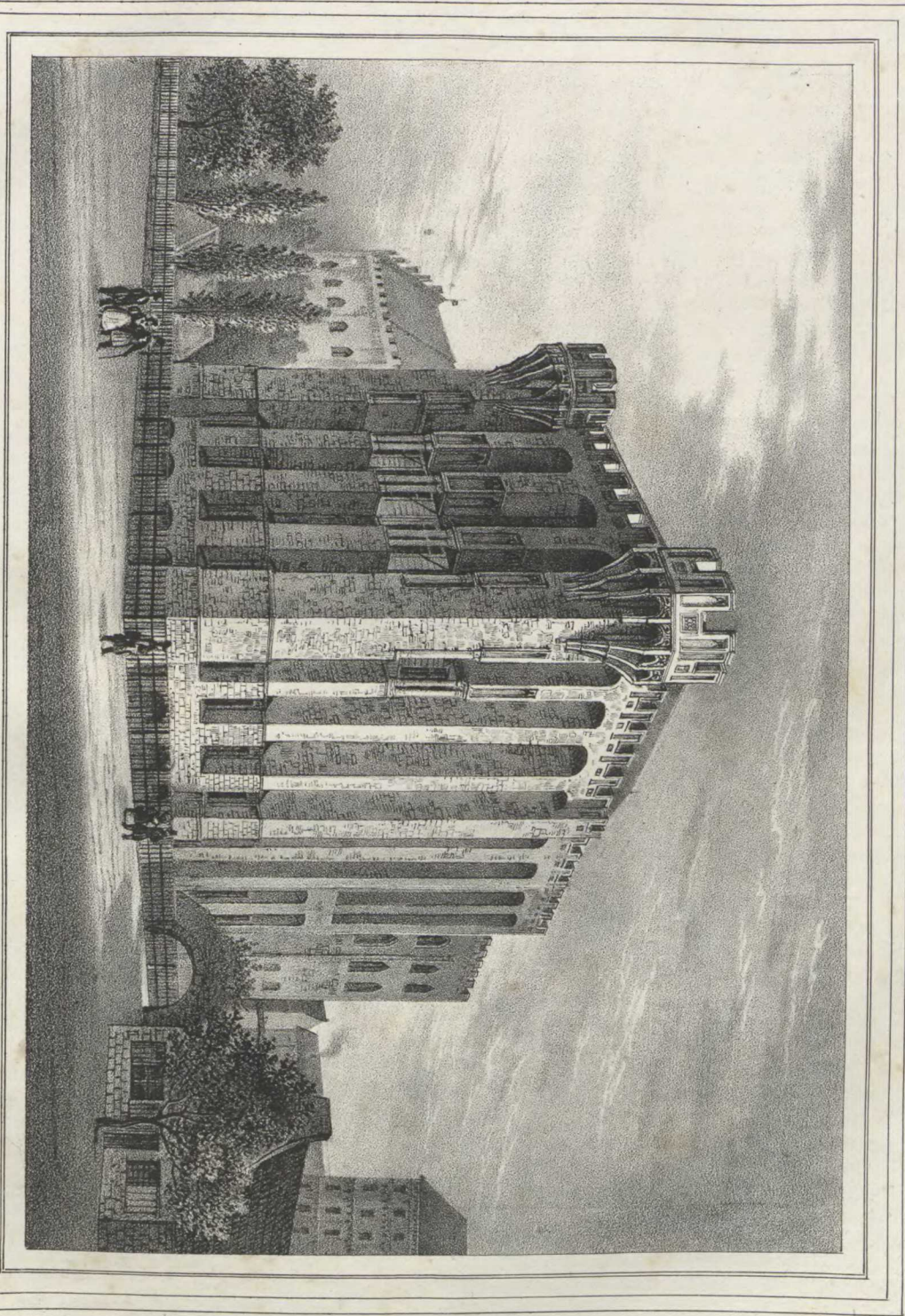


I. 8.

B. 2.

Johann Gottfried von Herder.





Schloß Marienburg.

